

Die göttliche Macht des Herrn zeigt sich zunächst als unmittelbare Herrschaft über die willenlosen Geschöpfe: in der Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Kana, — in den beiden Brotvermehrungen, — im reichen Fischfange, — in der Stillung des Seesturmes, — im Wandeln auf dem Wasser des Gallaäischen Sees. Sehen wir uns denn diese Wunder im Einzelnen etwas genauer an.

Durch Seinen Willen verwandelt Jesus dort in Kana das Wasser in Wein. Dieselbe Verwandlung ereignet sich nun alljährlich im Kreise der Natur durch die Fügungen der Allmacht Gottes. Das Wasser des Bodens wird durch das Zusammenwirken vieler Naturkräfte, die wir teils kennen, zum Teil nicht kennen, binnen Jahresfrist am Weinstocke in Traubensaft verwandelt; weitere Wirkungen der Naturkräfte, verbunden mit entsprechenden Anstrengungen der Menschen, vollenden dann den Wein. — Wie immer, so wirkt auch hier die Natur an Zeit gebunden; die eine Kraft muß sich mit der anderen vereinigen, die andere dabei folgen. Wärme, Meer und Atmosphäre müssen die Wolken bilden, damit diese dem Boden das Wasser bringen; die Sonne muß mit ihrem Lichte und ihrer Wärme, im Wechsel von Tag und Nacht und im regelmäßigen Ablauf der verschiedenen Jahreszeiten, die Reife der Trauben am Weinstocke vollenden. Dabei muß die chemische Zusammensetzung des Bodens und die organische Natur des Weinstockes durch viele uns bekannte und unbekannte Naturwirkungen sich richtig gestaltet haben. — Wenn wir nun, lieber Leser, alles das übersehen, so finden wir bei der jährlichen Verwandlung des Wassers in Wein die ganze Natur, vom Kleinen bis zum Großen, in mitwirkender Thätigkeit. Hier kann das Kleinste stören, während das Größte mitwirken muß; ein kalter Luftzug kann beispielsweise in einer einzigen Stunde den ganzen Erfolg verderben, — während ja andererseits die großen Bewegungen unseres Erdballs und die Macht der Sonne dabei dienen müssen, um die Vollenkung herbeizuführen. Welch' ein ungeheurer Aufwand von willenlos wirkenden Naturkräften ist also erforderlich, lieber Leser, um Wasser in Wein zu verwandeln!

Siehe! Alles, was diese Gewalten der Natur bis zur Sonne hinaus bewirken, vermag der Wille Jesu allein und zwar augenblicklich zu bewirken. Er vollführt dasselbe unmittelbar, ohne dabei des Dienstes der Naturkräfte zu bedürfen; die Macht Seines bloßen Willens wirkt neben diesen Kräften und unabhängig von ihnen. Daher ist das Wirken Jesu nicht, wie das Wirken der Kräfte der Natur, an Zeit gebunden; hier braucht nicht eins auf das andere zu warten und nicht eins nach dem andern sich zu fügen. Das Wirken der Macht Jesu ist unmittelbar und eben darum augenblicklich.

Aus dieser einen Thatsache kann jeder denkende Mensch die ganze Größe der Macht erkennen, die im Willen Jesu liegt. Derjenige, der durch Seinen bloßen Willen ein so großes Werk der Natur — unabhängig von den Kräften derselben — augenblicklich vollendet, indem Er Wasser in Wein verwandelt, der erscheint nicht bloß als Herr über das Wasser und den Wein, — sondern Herr ist er notwendig auch über all jene willenlosen Kräfte, denen einzig und allein die Gewalt des Allmächtigen ihr Wirken und Zusammenwirken verliehen hat, auf daß sie nach Seinem Willen alljährlich in der Natur das Wasser in Wein verwandeln; — Herr muß Er ferner sein über den Boden und seine Kräfte — Herr schließlich über die Sonne selbst! Die Gestaltung des kleinsten Sandkörnchens im Boden und die Bildung des Thautropfens müssen ebenso in Seiner Macht allein liegen, wie die gewaltigen Bewegungen

des Erdballs. Da erscheint also vor uns, lieber Leser, jene „Herrlichkeit“, wie sie paßt für den „Eingeborenen vom Vater“.

S.

Das Schlittschuhlaufen.

Studie von F. S.

Wer hat noch nicht beim Anblick seiner Schlittschuhe gedacht: „Wer ist der Erfinder?“ Diese Frage ganz sicher zu beantworten, ist unmöglich. Die Bibliothek zu Bern besitzt einen Schlittschuh aus Pferdeshufen von Schweden und einen noch schöneren und größeren, den man bei den Ausgrabungen des Moos-Sees bei Bern fand. Der Schlittschuh war also schon vor 4000 Jahren den ersten Bewohnern der Pfahlbauten in der Zeit der Stein- und Knochenwerkzeuge bekannt. Das Britisch-Museum zu London besitzt ebenfalls ein paar Schlittschuhe von Knochen. Fitz-Stephan, Gerichtsschreiber von London, erzählt, daß im zwölften Jahrhundert die Sümpfe um London schon von jungen Bürgern besucht wurden, welche grobe Schlittschuhe an den Füßen trugen und mit eisenbeschlagenen Stöcken versehen waren, die als Stütze benutzt wurden. Der stählerne Schlittschuh mit Holzgestell und Riemen scheint in Friesland erfunden worden zu sein: in England wenigstens soll er erst um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aus den Niederlanden eingeführt worden und in Gebrauch gekommen sein.

Der heutige Schlittschuhläufer bedient sich auf dem Eise keiner Stütze; er rennt, fliegt und verrichtet Wunder der Geschicklichkeit und Gewandtheit. Man trifft bei uns in Deutschland Schlittschuhläufer, die auf Schlittschuhen einen Raum von beinahe sieben Fuß überspringen, indem sie über zwei oder drei aufeinander gestellte Hüte, sogar über kleine Stuhlschlitten setzen. Der Baron v. Brinken, ehemaliger Page des Königs von Westfalen, führte diese Kunststücke aus. Eine Berühmtheit in dieser Kunst, J. Garcin, ist der Erfinder der Röllschlittschuhe.

Es ist bekannt, daß der Dichter Goethe dieser Kunst ebenfalls sehr eifrig oblag. Weit entwickelter als bei uns ist das Schlittschuhlaufen in Holland. Im Winter sieht man Verkäuferinnen über das Eis laufen, um ihre Waaren nach ziemlich entfernten Orten zu bringen. Im achtzehnten Jahrhundert liefen die geschicktesten Schlittschuhläufer von Leyden nach Amsterdam, einen Weg von sechs Stunden in fünfviertel, ja sogar in einer Stunde.

In einem Werke aus dem Jahre 1697, „Die Berggigungen in Holland“, wird von einem Vater erzählt, der mehr als vierundzwanzig Meilen in einem Tag zurücklegte, um seinen Sohn zu besuchen, der ohne seinen schnellen Beistand in Todesgefahr gekommen sein würde. Eine holländische Bäuerin läuft zehn Stunden weit zum Markte mit einem Kinde und einem Korb Eier auf dem Rücken. Im Winter wurde früher der Amsterdamer Gemüßmarkt meist durch Schlittschuhläufer, verproviantirt. Ein englischer Offizier in Kanada soll bei ausgezeichnetem Eise, auf dem St. Lawrencestrom in einem Tage von Montreal nach Quebec gefahren sein, eine Entfernung von sechsunddreißig deutschen Meilen: eine kolossale Leistung, wenn der Betreffende auch achtzehn und zwanzig Stunden dazu brauchte.

In Kriegszeiten wurde auch schon vom Schlittschuhlaufen Gebrauch gemacht, wie man aus dem folgenden Falle ersehen wird. In dem frühzeitigen Winter von 1806, nach der Schlacht bei Jena, erhielt der Marschall Mortier vom Kaiser den Befehl, sich unverzüglich der Hansestädte zu bemächtigen. Der in der Nähe befindliche Stabsoffizier, welcher diesen Befehl überbringen sollte, mußte die Mündung der Elbe passieren, welche an dieser Stelle über anderthalb Meilen breit ist. Bis zu einer Brücke zu gelangen, hätte er eine-

Weges von 4 1/2 Meilen und eines gleichen Umweges bedurft, um den Bestimmungsort zu erreichen, welcher dem Ausgangspunkte gegenüber lag. Der Offizier wußte welchen Wert die Zeit bei solchen Gelegenheiten hat und zögerte nicht, einen Entschluß zu fassen, der für ihn einen unglücklichen Verlauf hätte nehmen können. Er verschaffte sich Schlittschuhe, überschritt schnell den Zwischenraum bis zum anderen Ufer, und auf diese sinnenreiche und kühne Weise gelang es demselben, die Depesche zehn Stunden früher zu überbringen, als auf gewöhnlichem Wege ihm möglich gewesen wäre.

Auch in der neuesten Zeit leisten unsere Schlittschuhläufer und -Läuferinnen Staunenswerthes.

Josephine Beauharnais.

Ein Lebensbild von Paul Alexander.

Im Jahre 1794, während der Schreckenszeit, saßen in den Carmes, einem der furchtbarsten Revolutionsgefängnisse von Paris, drei Frauen, welche alle drei jung, schön, geistvoll und von vornehmer Abkunft waren. Eine niedrige und enge Zelle vereinigte sie hier mehrere Monate lang, welche sie in beständiger Furcht vor dem Tode verbrachten. Von der Seite einer dieser jungen Frauen wurde ihr gleichfalls noch jugendlicher Gemahl gerissen, ein General der Republik, angeklagt, die Armee schlecht geführt zu haben, schuldig gesprochen und guillotiniert. Die beiden anderen Frauen weinten mit ihrer Freundin und suchten sie zu trösten. Ein inniges Band umschlang diese drei Herzen; sie teilten ihre Hoffnungen, so lange es deren noch für sie gab, dann ihre Verzweiflung, und sie hatten zuletzt nur noch den Wunsch, zusammen zu sterben. Die drei Frauen waren Bürgerin d'Aiguillon, Bürgerin Tallien, Bürgerin Beauharnais.

Aber der neunte Thermidor befreite sie. Der Sturz Robespierres war ein Werk Talliens, ein Akt der Liebe. In Bordeaux hatte dieser junge, stürmische Anhänger Robespierres und der Revolution eine Dame von blendender Schönheit gesehen, die Tochter eines Aristokraten, die Gemahlin eines Aristokraten, eine Aristokratin selber: Therese, Gräfin von Cabarrus, vermählt mit dem Herrn von Fontenay. Therese Cabarrus-Fontenay hatte durch die Revolution ihren Vater und ihren Gemahl verloren, und ihre Rache war, daß die Revolution durch sie zuerst einen ihrer feurigsten Jünger, dann ihr Haupt und zuletzt Halt und Richtung verlor. Der junge Tallien, welcher als Konvents-Deputierter nach Bordeaux geschickt worden war, um dort im Namen der Republik füsilieren und guillotinierten zu lassen, ward durch die Erscheinung Thereses bezaubert. Sie ward sein guter Stern. Statt grausam zu sein, wie er hätte sein sollen, war Tallien barmherzig gegen die Gefangenen von Bordeaux, und Thereses Liebe lohnte ihm dafür. Therese ward die Seine und folgte ihm nach Paris. Aber hier warf Robespierre sie als Aristokratin in den Kerker der Carmes und bestimmte sie dem Tode. So ward sie das Mittel zum Sturze Robespierres.

Um sein Weib zu retten, formte Tallien jene Verschwörung der sogenannten „Thermidorianer“, deren Mittelpunkt er war. Der kühne Handstreich gelang, das Regiment des Schreckens ward gebrochen, und an dem Tage, an welchem Robespierre zur Guillotine geführt wurde, am 27. Juli 1794, führte Tallien triumphierend sein Weib und deren Freundinnen zum Leben, zur Freiheit, zum Sonnenschein des Glücks und der Liebe zurück.

In dem glänzenden Salon Thereses saßen sich die Freundinnen nun wieder. Es war einer der brillantesten Cirkel des damaligen Paris: die Schönheit, der Geist, das Genie vereinigten sich dort unter dem graziösen Szepter Thereses. Niemand war dort mehr bewundert, als Madame Josephine Beauharnais, die junge Witwe des Generals,

welcher kurze Zeit vor dem Sturze Robespierres unter der Guillotine gefallen war.

Josephine war eines der anmutigsten Wesen, das man sich denken kann. Sie war nicht nur schön, sie war lebenswürdig, sie war glütig, sie war munter, ihr Gesandter war voll Geist und ihr Lächeln war reizend. Die Tropensonne hatte dies liebliche Geschöpf lange umschimmert. Sie war in der französischen Kolonie von St. Martinique, inmitten des westindischen Ozeans geboren. Ihr Mädchenname war Josephine Tascher de la Pagerie. Dort hatte sie der Vicomte Beauharnais kennen gelernt, hatte sich mit ihr dort vermählt und war dann nach Frankreich, nach Paris gekommen, wo sie ihn so bald verlieren sollte. Zwei Kinder waren ihr als Pfänder dieser ersten, frühzeitigen Liebe zurückgeblieben: ein Knabe, Eugen, später Herzog von Leuchtenberg, und eine Tochter, Hortense, nachmals Königin von Holland und Mutter Louis Napoleons.

In dem Salon Theresens machte Josephine die Bekanntschaft eines jungen Artilleriegenerals, dessen erste Waffenthat das Bombardement der englischen Flotte im Hafen von Toulon gewesen, und der sich zum zweiten Male ausgezeichnet hatte, indem er am 5. Oktober 1795 den Nationalkonvent rettete und die letzten Reste der Revolution mit einem Kartätschenschuß auseinanderyrenkte. Dieser Kartätschenschuß schloß die französische Revolution, und der Mann, der ihn hatte abfeuern lassen, hieß Napoleon Bonaparte.

Napoleon hatte, seitdem sie sich zuerst im Salon von Therese Cabarrus begegnet waren, eine tiefe und aufrichtige Neigung für die schöne, junge Witwe gefaßt, und kurz bevor der Konvent in dankbarer Anerkennung seiner glänzenden Verdienste dem 26jährigen Sieger den Oberbefehl der italienischen Armee gegeben hatte, war Josephine die Gemahlin Napoleons geworden.

Von nun an ward sie die treue Begleiterin des Mannes, dem ihre Liebe und Bewunderung gehörten. Seine Siege flochten Lorbeeren auch um ihre Stirn. Sein Ruhm bestrahlte mit unergänglichem Licht auch ihren Namen. Sein Glück und Unglück ward auch das ihre.

Josephine war der lichte Engel, der an Napoleons Seite ging. Sie begleitete ihn in das Schloß der Tuilerien, als er erster Konful geworden. Sie begleitete ihn in die Kirche von Notre-Dame, als er zum Kaiser gesalbt wurde, sie begleitete ihn nach Mailand, als er sich die eiserne Krone Karls des Großen selbst auf das Haupt setzte.

Als Josephine ihn verließ, da hatte ihn sein guter Genius verlassen. Es war im Jahre 1801, als Napoleon glaubte, der Staatsflugheit dieses Opfer bringen zu müssen. Er trennte sich von Josephinen, dieser echten Tochter des französischen Volkes, die alle Grazie, alle Anmut, jede Lebenswürdigkeit desselben hatte, um eine Tochter des kaiserlichen Hauses von Oesterreich zu heiraten. Am 1. April 1810 ward die jugendliche Erzherzogin Maria Louise die Gemahlin Napoleons.

Und Josephine? Wie ertrug sie die Trennung? Wie edle Naturen jeden edlen und gerechten Schmerz ertragen: schweigend! Sie zog sich in die Einsamkeit des Schloßes von Malmaison zurück, welches ihr zur Residenz angewiesen worden war. Hier vereinigte sie ihre ehemaligen Freunde um sich, hier pflegte sie die Blumen, die sie liebte, hier that sie Gutes für die Armen und Kranken der Nachbarschaft, hier verfolgte sie mit Stolz zuweilen und zuweilen mit banger Besorgnis die fernere Laufbahn des Mannes, der sie einst geliebt und den sie ewig lieben wird, — und hier, wenn es Niemand sah, weinte sie leicht . . .

Auch nach seiner Vermählung mit Marie Louise von Oesterreich besuchte Napoleon Malmaison und Josephine zuweilen; ihren Sohn Eugen machte er zum Vizekönig von Italien, und ihre Tochter Hortense, die er ganz be-

sonders liebte, vermählte er mit seinem Bruder Louis Napoleon, König von Holland.

Aber Josephine verließ den Ort freiwilliger Verbannung niemals.

Hier lebte sie fünf einsame Jahre — fünf Jahre: Man bedenke, wie viel das war für sie, die im wechselnden Leben so viel Großes gesehen und erfahren, aber immer handelnd — und hier zur Unthätigkeit, zum stummen Duldnen verurteilt! Und immer mit der einen bange Empfindung, daß der Mann, mit dem sie zum Gipfel menschlicher Größe hinaufgestiegen, verwirrt von dem Glanze seines Ruhmes eines Tages vielleicht stürzen könne, stürzen müsse! „Ich verlasse Dich,“ hatte sie ihm damals gesagt, als der Entschluß der Scheidung gefaßt und ausgeführt wurde, „ich verlasse Dich, ohne daß mein Herz weniger stark für Frankreich schlägt als ehedem. Aber ich fürchte, daß diese Krone, die Du mir jetzt vom Haupte nimmst, der Vorbote größeren Leides ist. Ich wollte, ich irrte mich.“

Die Stimme ihres Herzens sollte sie nicht betrogen haben! Sie hatte nur zu wahr prophesiezeit!

Und es war am 31. März 1814, daß die Heere der Verbündeten ihren Einzug in Paris hielten.

Die Weltherrschaft Napoleons war zertrümmert, er selbst ein Flüchtling. Verlassen von den Meisten, düster, schwankend zwischen bitterem Trost und den Ratschlägen der Vernunft, verbrachte er mehrere Tage in Fontainebleau, und in einer Nacht versuchte er durch ein Morphinpräparat, welches er seit dem Brande von Moskau stets bei sich getragen, seinem Leben ein Ende zu machen. Aber die Vorsehung hatte ihn für noch härtere Prüfungen aufbewahrt.

Während er so in Fontainebleau war, bedroht von den nächsten Entschlüssen, den Alliierten, war Malmaison der Versammlungsort ihrer ausgezeichneten Männer und Josephine der Gegenstand ihrer wärmsten Verehrung. Der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, Kesselrode, Humboldt und viele Andere von den berühmten Fremden waren ihre häufigsten Gäste.

Eines Tages gab sie denselben ein Diner. Infolge desselben verschlimmerte sich ein Halsübel, an welchem sie schon seit längerer Zeit gelitten. Es nahm einen beunruhigenden Charakter an, und ihrem Arzt blieb es kein Geheimnis, welchen Ausgang die Krankheit nehmen würde. Aber auch während der letzten Tage noch bewahrte sie ihre Sanftmut und Geduld. Redouté, der berühmte Blumenmaler, kam auf ihren besonderen Wunsch nach Malmaison. Sie bat ihn, nicht an ihr Bett zu kommen, weil sie für ihn Aussteckung befürchtete. Alsdann bezeichnete sie ihm zwei Pflanzen, die er zeichnen möge, und während Redouté zeichnete, erhob sich die Kranke, trotz ihrer früheren Abmahnung, als sei ihre Nähe gefährlich, und blickte dem Maler über die Schultern, bald auf die Zeichnung, bald auf die Blumen, diese Tropenblumen, die noch vor kurzem weit, weit über die See, aus der Heimaterde von Martinique gekommen waren, um hier, unter dem kälteren Himmel zu sterben, wie sie! Dabei lehnte sie am Kamin, matt, halb zusammengebrochen. Am 29. Mai 1814 war Josephine tot.

Ihr letzter Gedanke war bei dem unseligen Manne gewesen, der vom Thron gestoßen, von Frankreichs Erde verbannt war. Der Tod hatte sie in einem für sie und für ihn schrecklichen Moment dahingegenommen, aber das Schrecklichste hatte er ihr doch ersparen wollen, das Auslösen von Napoleons Herrlichkeit, jenen Traum von hundert Tagen, und den gräßlichen Zusammensturz für immer.

In der Dorfkirche von Neuve, dicht bei Malmaison, wurde Josephine begraben. Denn hier wollte sie ruhen, nicht in jener rauschenden Metropole, wo sie groß und glücklich gewesen, nein hier in der Stille des Dorfes, wo sie gelernt hatte, dem Glück und der Größe zu entsagen. Die beiden kleinen En-

kel der Kaiserin folgten dem Trauerzuge, ebenso die russischen Generale Sacken und Cernitschew, die auf Befehl ihrer Kaiserin erschienen waren, die Herren von Kesselrode, von Humboldt, eine große Schaar von Marschällen, Künstlern und Gelehrten, zuletzt ein Detachement russischer Kavallerie. Und so mit militärischen Ehren wurde eine Frau bestattet, die nicht aufgehört hatte, Kaiserin zu sein, nachdem man ihr die Krone genommen; und auf ihrem Grabe gab ihr Hortense, die Mutter eines künftigen Kaisers, das letzte Lebewohl!

Ein Jahr später stand ein Flüchtling, ein Verbannter an ihrer Gruft. Vier Tage blieb er in Malmaison, vier Tage lang konnte er sich von den Erinnerungen, den Qualen, den Selbstanklagen nicht losreißen. Immerfort war es ihm, als rufe die Stimme eines Geistes ihm die Worte zu: „Ich fürchte, daß die Krone, die Du mir jetzt vom Haupte nimmst, der Vorbote größeren Leides ist!“ Diese Worte, die einst Josephine in einem verhängnisvollen Augenblicke gesprochen, hatten sich erfüllt — jetzt, wo sie tot war, und er, ein Proskribierter, an ihrem Grabe stand. Es war Napoleon. Die hundert Tage waren zu Ende, die sieben martervollen Jahre von St. Helena lagen vor ihm. Er ging ihnen entgegen mit dumpfem Gefühl, den Schutengel, den ihm die Vorsehung gegeben, mit eigener Hand von sich gestoßen zu haben!

Nächtliche Gäste.

Reise-Erinnerung von C. v. Bobman.

Der Winter 1901/1902 brachte in Rußland und Polen große Massen Schnee's; die Folge davon war, daß Rudel von Wölfen, vom Hunger getrieben, sich bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen heranwagten und manchen Schaden anrichteten. Menschen und Vieh sind den Bestien zum Opfer gefallen, so manches Gefährt wurde im Schnee von den Wölfen überrascht und die Insassen trotz aller Gegenwehr von den wüthenden Thieren zerissen. Jüngst noch meldeten die Zeitungen einen solchen aufregenden Vorfall, den die Passagiere eines die Steppe durchbrausenden Eisenbahnzuges wahrnehmen konnten. Solche Meldungen erinnern mich lebhaft an ein Abenteuer, das ich vor mehreren Jahren auf meiner Reise im asiatischen Rußland erlebte.

Wir waren während des ganzen Tages in einem zum Schlitten umgewandelten Kioß gefahren und erreichten endlich gegen Abend S., eine der auf der Grenze liegenden Festungen, welche die Bestimmung haben, der Regierung jeden Augenblick feste Punkte darzubieten, um die räuberischen Horden der Tartaren und Kirgisen im Zaume zu halten. Wir hatten in der furchtbarsten Kälte und bei häußerhohem Schnee, welcher jedoch schon vor vierzehn Tagen gefallen war, eine Reise von zwölf Stunden gemacht und waren sehr froh, endlich unter Menschen zu kommen. Die kleinen Pferde hielten vor einem der niedrigen Häuser, welche das Dorf zu bilden schienen und im Schnee fast vergraben waren. An Hausknecht oder Stellner zu denken, wäre lächerlich gewesen. Ich trug daher meinen Koffer selbst ins Haus und schenkte die grämlichen Blicke des Wirthes, welche zwischen der bis in die Augen gedrückten Pelzmütze und dem struppig langen Seitenhaar hervorglöhnten, nicht zu bemerken, da ich aus Erfahrung wußte, daß diese halbwilden Automaten nur durch herrisches Betragen angeregt werden können. Dem Empfange entsprach die Belöstigung. Da Suppe, Kaffee, Rumtsch oder Grog unbekannt Größen waren und mein süddeutscher Wagen an dem aus Pfeffer, Branntwein, Honig und kochendem Wasser bereiteten, dort sehr beliebten Getränk kein Behagen fand, so mußte ich mich für Klöße und Hering entscheiden. Die Babuschka, die Mutter des Wirthes, ein würdiges Seitenstück zu demselben, bereitete aus Roggenmehl und Wasser einen Teig, schnitt ihn in mehrere

gleiche Stücke und walzte diese so lange, bis sie die Form eines Stückes von zwei bis drei Ellen angenommen hatten. Dann trat sie an den Kamin, auf dessen heller Flamme schon ein eiserner Kessel mit siedendem Wasser stand. Nun schwang sie das eine Ende des strickförmigen Teiges unter den linken Arm, drückte es mit dem Ellbogen fest und hielt das untere Ende mit der linken Hand. Während nun die rechte Hand abriß und in den Kessel warf, schob die linke den Strick immer weiter vor, je nachdem er sich durch das Abreißen verfürzte. Jetzt goß die Babuschka das Wasser ab, bereitete eine Sauce von Speck und gebratenen Zwiebeln und brachte die Klöße in Gesellschaft mehrerer Niesenhöringe auf den Tisch. Wir speisten Table d'hôte. Ich versuchte einen Klöß, allein da ich mich meine zusammengesetzten Zähne nach dem Durchbeißen nur mit der größten Mühe auseinander bringen konnte, so mußte ich Verzicht leisten auf diese Speise. Unbegreiflich aber war es mir, wie meine Tischgenossen diese sibirischen Leckerbissen so schnell überwandten, denn der Inhalt des Kessels verringerte sich zusehends; allein das Räthsel löste sich bald: die Klöße wurden ungekaut verschluckt. Der Häring war thranig und ungenießbar, aber nicht so ohne Salz, wie die zähen Klöße. Als mein Wirt bemerkte, daß ich nur trockenes Brod aß, gab er mir zu verstehen, daß ich, da er mich für einen Militär halte, wohl in der Zitabelle eine bessere Aufnahme finden möchte. Entschlossen, wie jeder Reisende sein sollte, zog ich die nötigen Erkundigungen ein und begab mich mit einem Führer nach der Zitabelle, die kaum hundert Schritte entfernt war. Wir passirten einige Schanzen und Zugbrücken, ehe wir in den ersten Hof eintraten. Es war sehr finster, doch konnten wir die Hofmauer und dunklen Häusermassen erkennen. Ich war gemeldet, eingelassen, legitimirt und sehr freundlich empfangen. Da die Offiziere ein einförmiges, der Verbannung ähnliches Leben führen, so mußte ihnen die Erscheinung eines Fremden, der alle Länder Europas kannte, mehr als willkommen sein. Nur fünf Offiziere waren gegenwärtig. Wir setzten uns um das Kaminfeuer, eine dampfende Bowle, Bärenschinken, Astrachaner Kaviar u. ließen mich bald die Ambrosia der Babuschka vergessen. Ich mußte bis in die Nacht hinein das Buch meiner Erinnerungen ablesen. Endlich wurde es zu spät, daß ich aufbrechen wollte. Eben als ich das Versprechen gab, auch den andern Tag bei ihnen zu bleiben, trat ein junger Kosak herein. Beim russischen Militär regierte, wie noch heute, der Kantschu; das Benehmen des bildhübschen Kosaken war daher mehr knechtisch, als soldatisch. Wir schenken dem Rapport, der nur an den Kommandanten gerichtet war, wenig Aufmerksamkeit, als aber die Worte: „Schoitim Lak“ (die Teufel sind da) erfolgten, sprangen alle kampfbereit und mit blitzenden Augen auf, und drängten sich um Zwankoi, welcher nun erzählte, daß die äußersten Posten das immer näher rückende Geheul von Wölfen vernommen hätten.

„Ist noch Alles gut im Stände?“ unterbrach ihn der Kommandant.

„Ja, Pan!“ antwortete Zwankoi. „Soll ich?“

Als einen bejahenden Wink entfernte sich Zwankoi mit leuchtenden Blicken, worauf sich der Kommandant zu mir wendete: „Wir sind vielleicht im Stände, Ihnen ein Abenteuer anzutreiben, das Ihnen unvergesslich werden dürfte. Wir müssen den Wölfen eine derbe Lektion geben, um sie uns einige Zeit vom Hals zu halten. Schon vor vierzehn Tagen war der Plan vorbereitet, wurde aber durch Unvorsichtigkeit eines Soldaten vereitelt. Da Zwankoi jetzt mit seinen Gehälfen schon in voller Beschäftigung ist, so müssen wir auch das Unserige thun.“

Auf Befehl des Kommandanten wurden die Lichter ausgelöscht und wir begaben uns in die Hintergebäude, so daß auf dem Hofe die

tieffte Ruhe herrschte und Alles im Schlafe begraben schien.

„Sie glauben nicht,“ flüsterte mir der Kommandant zu, „welche wunderbare und unbegreifliche Schärfe der Sinne, welche Vorsicht und welcher Instinkt diesen Bestien zuteil geworden ist. Nur der wütendste Hunger vermag sie in die Falle zu locken, obgleich sie auch da keinen Augenblick eine ihnen drohende Gefahr vergessen. Vor vierzehn Tagen hatten wir sie bereits zwischen den beiden Zugbrücken, als sie zu unserem Staunen plötzlich Kehrt machten und entflohen. Zwankoi, welcher bei Jagden dieser Art groß geworden ist und sich dadurch den Beinamen „Wolfsjäger“ erworben hat, entdeckte endlich nach vieler Mühe, daß die Bestien ganz frische Menschenspuren in dem Lehm aufgefunden hatten, und wirklich ergab es sich, daß einer von meinen Leuten aus Neugierde nach den Wölfen ausgehen hatte.“

Das Geflüster des Kommandanten wurde durch das Stampfen und Wiehern eines Pferdes unterbrochen. „Gut, gut!“ sagte er, „Zwankoi ist also fertig, wie ich höre. Erwarten wir die Dinge, die da kommen werden.“

Ich drängte mich an den Kommandanten, um die nötige Auskunft zu erhalten. Kaum hörbar sagte er zu mir: „Zwankoi hat eine Bitterungskline von großen Nasstücken bis in den innern Hof geleitet. Welche Ingredientien er sich zu dieser Bitterung bedient, habe ich niemals von ihm erfahren können. Einen alten Hengstklepper haben Sie selbst gehört; diesen hat nämlich Zwankoi im Hofe angebunden. Ein Stück glimmenden Schwammes unter dem Schweife bewirkt nun, daß der Klepper seine letzten Kräfte zu einem schmerzlichen Geschrei anstrengt, um die Wölfe, die den angelegten Nasstücken der Bitterungskline folgen, bis in den innern Hof zu locken. Wenn sie herein sind, so schließt sich das Hofthor durch eine Vorrichtung, welche der auf der Lauer liegende Zwankoi leitet, und wir haben dann wieder einige Zeit Ruhe vor diesen ungeliebten Nachtgästen.“

Jetzt wurde Alles still. Man unterbrückte fast das Atmen, denn wir waren in der gespanntesten Erwartung. Milde vom Reiten und der Erwartung verfiel ich bald in einen leisen Schlaf, aus dem mich etwa nach einer Stunde ein Pistolenschuß weckte. Jetzt folgte das regste Leben. Schnell wurde Licht angezündet. Zwankoi stürzte mit brennender Fackel herein, die hellen Freudenthränen rollten in seinen kranken Bart.

„Lak! Lak!“ schrie er und eilte wieder hinaus. Wir hatten Mühe ihm zu folgen, und begaben uns nun in das zweite Stockwerk des Vordergebäudes, wohin der unermüdete Zwankoi schon die nötigen Diener und Soldaten beordert hatte. Fünfzehn bis zwanzig Fackeln, die an der Außenseite des Hauses in dazu bestimmte Ringe gesteckt waren, wurden nunmehr angezündet und verbreiteten Tageshelle. Jetzt traten wir an das geöffnete Fenster, von welchem aus wir den ganzen Hof übersehen konnten. Nie wird der entsetzliche Anblick aus meinem Gedächtnisse entschwinden, der sich hier meinen Augen darstellte. Der innere Hof wimmelte von Wölfen, so daß man gar nicht imstande war, sie zu zählen, aber sie berührten weder den Klepper, der in seiner Todesangst nach allen Seiten ausschlug, noch die Nasstücke, sondern rissen die blutgerigen Rachen weit auf und heulten so gräßlich, daß wir, selbst an meinem sicheren Standorte, das Haar zu Berge stieg. Sie ahnten nur zu deutlich das Schicksal, das ihnen bevorstand. Einige von ihnen griffen in verzweiflungsvollem Kampfe einander an; andere raunten in gestrecktem Galopp hin und her und suchten vergeblich einen Ausgang; sie stießen die Köpfe an das Thor, wühlten die Erde auf und bissen sich in ihr eigenes Fleisch; ja sie setzten sich auf die Hinterfüße und streckten die Vorderbeine mit heulendem Grollen in die Luft. Zwankoi

stand neben mir. Er deutete auf die Bestien, erklärte mir manches und legte ihnen die zärtlichsten Namen bei.

„Ei, mein Kästchen!“ rief er, „hast du heute die Rolle mit der Maus vertauscht? Und du, mein teurer Freund! Ist dir zu warm? Warte, ich will dir nachher dein Röcklein ausziehen, das mir recht behaglich sitzen soll. Aber du, süßer Junge! sitzt ja so still und lanernd da. Noch will sich das sanfte Lämmlein nicht zu deinem Abendjuchmause einfinden. Ist heute Nacht nichts mehr, liebes Herz, es möchte dir wie Blei im Magen liegen.“

Die weiteren Befehle des Kommandanten setzten diesen zärtlichen Ergießungen ein Ziel. Man reichte mir ein Gewehr und ich erlegte sieben der Bestien. Zwankoi, der mir immer laden mußte, zitterte, als ob er das Fieber hätte, denn die Schießgier ließ ihm keine Ruhe. Allein an die strengste Subordination gewöhnt, warf er nur sehnüchlich bittende Blicke auf den Kommandanten, bis dieser ihm lächelnd erlaubte, zu feuern. Auch hier zeigte sich Zwankois Ueberlegenheit, denn sein Schuß ging jedesmal durch den Kopf, um das kostbar gestreifte Pelzwerk nicht fehlerhaft zu machen.

Unterdessen waren die anderen Herren auch nicht unthätig gewesen, und endlich lagen sämtliche Bestien tot auf dem Plage. Aus Vorrecht, daß eine derselben noch nicht ganz verendet sein möchte, gingen wir erst am folgenden Morgen hinab.

Da dieser Anblick aber nur ein blutiger und jenes unerklärliche Jagdvergnügen mit dem Tode der Tiere verschwunden war, so will ich hier den Vorhang fallen lassen und nur so viel sagen, daß ich nach zwei Tagen meine Reise fortsetzte und noch heute einen Pelz von jenen durch mich erlegten Wölfen trage.

Allerlei.

* Doch et was. „Haben Sie denn gar kein Andenken von Ihrer Schwiegermutter, die auf so traurige Weise in Afrika angekommen ist?“ — „Leider nicht; das Einzige, was wir haben aufreiben können, das ist die Photographie des Kannibalen — der sie geirresen hat.“

* Klüßlich so voll: Chef (zum neuen Kommiss); Ihr Vorgänger war ein sehr anständiger Mensch. Zum Beispiel, wie er gestorben ist, hat er das im Urlaub gethan.“

* Die Millionärstochter. „Siehst Du, liebe Laura, hier ist mein Lieblingsplätzchen... und hier auf dem Kissen, da knien immer die Leutnants!“

Buchstabenrätsel.

AK ¹/₂

Ankündigungen aus voriger Nummer:

Kritikograph. Amiel, Fetisch, Geograph, Herbarium, Amulet, Neptun, Jellam, Sommer, Tombola, Nachen, Nil, — Afghanistan.

Pyramidenrätsel; Messalina. Ergänzungsaufgabe: Warte nur, Warte nur, — Der Frenkeling kommt mit Sang und Schall, — Mit frischem Ornen schmeißt sich die Flur, — Es schlägt im Busch die Nachtigall.

Sirienkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 7. März. Thomas von Aquin, Sirienlehrer. • St. Rochus: Abends 8 Uhr Andacht zu Ehren der schmerzhaften Mutter mit Predigt. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Karmelitesen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Fest. Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachm. 1/2 8 Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenjelen-Andacht. Samstag, 8. März. Johann von Gott, Ordensstifter. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse zu Ehren der hl. fünf Wunden.